

Dimitri Verhulst
Madame Verona steigt den Hügel hinab

Dimitri Verhulst

Madame Verona steigt den Hügel hinab

ROMAN

Aus dem Niederländischen
von Rainer Kersten

Sammlung Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
Mevrouw Verona daalt de beugel af bei Contact,
Amsterdam/Antwerpen.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
für die Sammlung Luchterhand liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2006 Dimitri Verhulst

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2008 Luchterhand Literaturverlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-630-62129-6

www.luchterhand-literaturverlag.de

Für Nathalie, endlich

Mein Hund ist alt. Manchmal leidet er, und sein Blick wird flehend. Ich bin sein Gott. Er weiß nicht, dass hinter dem Gott, den er anfleht und der ihn retten soll, ein anderer steht, den er nicht sieht. Steht noch ein anderer hinter unserem? Der Hund kriecht vor meinen Füßen. Vor wessen Füßen kriechen wir?

Jean Ray

I

Irgendwo in einer der vielen Legendenbanken, die überall errichtet wurden, um das Bedürfnis der Welt nach Geschichten zu stillen, muss auch die Mär zu finden sein, nach der man bei Ankunft im Totenreich ein Merkmal nennen muss, ein einziges nur, das das gesamte vergangene Leben charakterisiert. Schließlich soll das Jenseits ein angenehmer Aufenthaltsort werden, die Legende erfordert es, und es würde von wenig Menschenkenntnis zeugen zu denken, dass sich auf ewig selig an einem Ort verweilen lässt, den man mit allen Toten teilen muss, die je gestorben sind und die noch kommen müssen. Die irrenden Seelen also werden – wieder laut Fabel – nach gemeinsamen Merkmalen gruppiert, und so ist abzusehen, dass der Teil des Jenseits qualvoll eng sein muss, der denen zugewiesen wird, die im Leben so viel Reichtum wie möglich erstrebten, sich danach sehnten, berühmt zu werden, als Gitarrist zum Beispiel, vielleicht auch das Feuer zu besitzen, oder wo jene zu neuem Leben erwachen, deren Selbstachtung von der Anzahl amouröser Eroberungen abhing.

Natürlich ist diese Fabel über das Jenseits eine Fabel über das Leben, und so können selbst notorische Athe-

isten ihre Freude daran haben, als kleine Denkübung nämlich. So überlegte auch Madame Verona an jenem eiskalten Tag Ende Februar, was sie nachher dem legendären Pfortner der Ewigkeit als zentrales Merkmal des Lebens, das von ihr abglitt und keinen Halt mehr fand, im Himmel beichten sollte. Dabei dachte sie weniger darüber nach, *was* sie dort zu sagen hätte, das wusste sie schließlich genau, als vielmehr über die exakte Formulierung; die bereitete ihr noch Kopfzerbrechen.

Die eine typische Eigenschaft, die ihr gesamtes zwei- undachtzigjähriges Dasein charakterisierte, war kurz und gut, dass Hunde stets ihre Gesellschaft gesucht hatten. Es musste etwas in ihrem Wesen liegen, und zwar schon seit frühester Jugend, wodurch Hunde sich zu ihr hingezogen fühlten. Schon als Kind hatten ständig streunende Vierbeiner sie beschnüffelt, wollten immer gekrault werden und Pfötchen geben, wie närrische Menschen es ihnen beigebracht hatten. Auch klügere Rassen, die für ihr Misstrauen Kindern gegenüber bekannt sind, nahmen in ihrer Witterung etwas wahr, was Hunde mit dem Schwanz wedeln lässt, und selbst die, die darauf abgerichtet waren, blindwütig jeden Fremden anzuspringen, verloren ihr xenophobes Verhalten in ihrer Nähe sofort. Im Sommer fand sie am Straßenrand einen ausgemergelten Kläffer nach dem anderen, und als Kind hätte sie sie allesamt mit nach Haus nehmen wollen, wäre da nicht ihre Mutter gewesen, die unerträgliche Oktaven zusammenschrie, wenn sie an Hunde auch nur dachte.

Das Einzige, was sie ihr jemals erlaubte, war die kindliche und noch am ehesten mädchengerechte Sorge für ein Meerschweinchen, und auch hier hätte Frau Mama wahrscheinlich einen Herzinfarkt bekommen, wenn das Tier auch nur einmal aus dem Käfig entwischt wäre. Ganz zu schweigen davon, dass sie den Schmerz eines Kindes verstanden hätte, das im Garten eine Grube gräbt, um dort – nach einer Letzten Ölung, wie sie nur Kinder toten Tieren angedeihen lassen – eine Zigarrenkiste oder einen Schuhkarton zu versenken.

Ihr Elternhaus hatte Madame Verona nicht mehr gesehen, seit ihre Mutter selbst der barmherzigen Erde übergeben worden war und es an Leute verkauft wurde, die sich für die Geschichte ihrer neuen Wohnung nicht im Geringsten interessierten. Doch angenommen, sie wäre aus einem nostalgischen Bedürfnis heraus noch einmal zu den Feldern ihrer Kindheit zurückgekehrt, hätte sie sicher den Garten besucht, von dem sie wusste, dass er von wahren Katakomben voll Tierkadavern untertunnelt war. Kaum anzunehmen, dass von den zahllosen Meerschweinchenleichen noch etwas übrig war, oder von den Vögeln, die dort bestattet wurden, nachdem ein Fettfleck auf dem Fensterglas ihr Ende markierte, doch mit ein wenig Mühe wäre ihr bestimmt eingefallen, welches Tier unter welchem Strauch den Schlaf des Schlafes schlief. Auch die Namen der einzelnen Lieblinge hätte sie noch zu sagen gewusst: Mimi, Snoepje, Wolletje, Boulle, Bill, Dolly oder wie dreizehnjährige Mädchen ihre Schmusetiere so nennen, wofür sie sich später zu Unrecht oft schämen.

Dennoch müssen wir im Fall Madame Veronas zwischen der durchaus häufiger vorkommenden normalen Tierliebe eines Menschen und der speziellen Anhänglichkeit unterscheiden, die sie ihr Leben lang von Seiten der Hunde genoss. Obwohl »genießen« hierfür ein eher fragwürdiger Ausdruck ist. Die obdachlosen armen Köter, die sie störrisch immer wieder nach Hause brachte (und wieder falsch: Sie *brachte* sie nicht, sie rannten ihr hinterher), lieferte sie nach der vorhersehbaren Hysterieattacke der Mutter jedes Mal traurig im Tierheim ab, in der Erkenntnis, dass die Gefangenschaft dort der Preis für einen gefüllten Magen war, und mit der schwachen Hoffnung, die Tiere würden doch noch von einem guten Herrchen adoptiert. Letzteres natürlich nur sozusagen, denn jeder weiß, dass man einen Hund nicht kaufen oder adoptieren kann, um sich Besitzer des Tieres nennen zu dürfen, es ist immer der Hund, der sich den Herrn aussucht, auch wenn er lange Tagesmärsche dafür auf sich nimmt oder geduldig wartet, bis seine Kette im Regen verrostet.

Wann Madame Verona zum ersten Mal merkte, dass Hunde sich in ihrer Nähe mehr als normal geborgen fühlten, ist schwer zu sagen, doch sie war ungefähr zwanzig, als sie die ersten Reisen allein unternahm und dabei feststellte, dass sie auch im Ausland diese eigentümliche Eigenschaft besaß. Natürlich, viele lassen sich die klare, unverstellte Freundschaft eines Hundes gern gefallen, man findet es oft gar eine Ehre, wenn solch ein Tier einem Vertrauen schenkt, doch ein einfaches Unterfangen ist das nicht.

So war ihr einst bei einer Tour durch Portugal ein Hirtenhund als Wegbegleiter zugelaufen. Das Tier verlangte nichts, kam einfach mit ihr mit, jeden Tag aufs Neue, bei ihren Wanderungen durch die sanften Hügel von Coimbra. Wenn sie abends auf dem harten Boden ihre Zelttheringe krumm schlug, legte der Hund sich schlafen, und morgens ging er einfach weiter ihres Weges, nachdem er die Vorderläufe gereckt und seine kariösen Zähne aus gelbem Tropfstein zu einem uralten Gähnen entblößt hatte. Anstalten, etwas von ihrem Proviant zu fordern, machte er nicht. Und sie gab ihm auch nichts, in der Hoffnung, dass er zuletzt doch noch dorthin zurückkehren würde, woher er gekommen war. Wasser aus Pfützen genügte ihm, und zum Glück gab es die zuhauf. Dies alles nur, um schließlich, einige Wochen und viele Kilometer später, von einem energischen Zeigefinger in gespielter Wut davongeschickt zu werden, einen Steinwurf vom Flughafen Porto entfernt, denn nach Hause mitnehmen konnte sie ihn ja nicht. Dort, und zwar zum ersten Mal, hörte sie ihn bellen, es traf sie wie ein Peitschenhieb. Ein ärmliches, heiseres Blaffen, mit dem er keinem Schaf mehr imponierte. Dann kehrte er um, mutterseelenallein, hoffend, dass seine Bestimmung sich ihm irgendwann enthüllen möge.

Während Madame Verona an jenem kalten Wintertag über die Fabel vom Eintritt ins Jenseits nachsann, lag zu ihren Füßen ein anderes Tier, ein typischer Hofhund, wie ihn Renaissancemaler noch verflucht hatten, weil

die feine Farbschattierung des Fells die Nachahmer der Natur an ihre Grenzen als Schöpfer verwies, und dessen weit verbreitete Zucht Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eingestellt worden sein muss. Ein Prachtier mit Führungsqualitäten, durch und durch gutmütig, doch schnell gequält von Langeweile. Sie hatte gezögert, ihn bei sich aufzunehmen, angesichts ihres Alters. Doch die wirklich unabweisbaren Bitten sind wortlos, sie stehen in den Augen, in den melancholischen Blicken, mit denen der fremde Vierbeiner sie demütig angesehen und denen sie schließlich geantwortet hatte: »Na gut, komm rein, fühl dich zu Hause, aber denk daran: Du wirst mich überleben, gewöhn dich also nicht zu sehr an mich.«

Die Stunde, in der der Hund sich einen neuen Herrn suchen musste, rückte näher, und sein berühmter sechster Sinn hatte ihn sicher gewarnt. Doch vorläufig ließ er sich nichts anmerken und lag zu Veronas langsam erkaltenden Füßen, die dachte: »Das werde ich nachher im Jenseits sagen, dass Hunde mein Leben lang immer gern zu mir kamen.« Und ihr fiel ein, dass ihr geliebter Mann, Monsieur Potier, der ihr ins Reich der Fabeln vorangegangen war, zum Hotelier des Todes wahrscheinlich dasselbe gesagt hatte. Auch ihm waren sein Leben lang die Hunde auf den Fersen. Und schließlich war nichts logischer, als dass Madame Verona und Monsieur Potier in jener schauerlichen Leere namens Ewigkeit wieder vereint würden, es spottete jeder Schönheit, hätte man sie in getrennten Abteilungen des Jenseits untergebracht.

II

Nähmen wir eine Generalstabskarte und versuchten, mit Hilfe der Höhenlinien die Lage des Dorfes Oucwègne zu visualisieren, so würde das Relief den unerfahrenen Kartenleser an einen Trichter erinnern, den routinierten Pfadfinder dagegen eher an ein Sieb. Eine Vertiefung im Boden, geduldig von einem Fluss ausgewaschen. Denn das scheint die Lieblingsbeschäftigung von Flüssen zu sein: Sie schneiden die Erdkruste in Stücke und nehmen sich Jahrmillionen Zeit dafür. Die Nähe des Flusses, geringe Bibelfestigkeit und ein wenig dichterische Freiheit – mehr brauchten die alten Baumeister nicht, um die Kirche im Tal Johannes dem Täufer zu weihen. Die Kraft des Glaubens jedoch hat noch nie über die Kraft der Muskeln gesiegt, die erforderlich war, um die Gemeinde nach der Eucharistie wieder nach Hause auf einen der drei Hügel zu schaffen. An Spitzentagen mit trockenem Wetter und griffigen Wegen hob der Pastor den Kelch geweihten Beaujolais vor höchstens sechs Mütterchen mit wohltrainierten Waden, zu Glöckchengebimmel, das man sich mangels Messdiener hinzudenken musste.

Woher der Irrtum stammt, dass man in kleinen ländlichen Gemeinden religiöser sei als in der Stadt, ist schwer

zu sagen, vielleicht hat die jahrelange und massenhafte Reproduktion des *Angelus* von Jean-François Millet ja dazu beigetragen. Kirchgänger jedenfalls waren in Oucwègne nur wenige zu finden, außer die Glocken im Turm läuteten die Nachricht einer Hochzeit oder eines Trauerfalls durchs Tal. Sechs praktizierende Gläubige, eigentlich sieben, wenn wir nicht Jean-Paul abziehen müssten, der zwar jede Woche seine haarigen Finger ins Weihwasser tauchte, doch dem Abendmahl ausschließlich beiwohnte, um die unsicheren Stimmen der Gemeinde auf seiner Geige zu begleiten, und so erhielt, was ihm als Interpret von Bachs Partiten schmerzlich fehlte: Publikum. Ausgeschlossen ist es natürlich nicht, dass ab und an im Bett jemand trotzdem ein Vaterunser betete, vor allem Leute mit Schlafproblemen, angesichts der narkotischen Wirkung des Gebets, die jeder kennt, der je als Kind unter der Decke fromm sein Ave-Maria sprach, doch merkte, dass das Ende der gläubigen Anrufung sich meist im Reich der Träume verlor. Auf jeden Fall: Trotz vieler Gegenargumente schrieb Pastor Dubois, ein ehemaliger Missionar mit ewigem Heimweh nach den Tropen, die Säkularisierung in diesem unbeweinten Stück Welt lieber weiter der physischen Anstrengung zu, die ein Kirchenbesuch hier erforderte, nicht zuletzt von den Alten.

Drei Hügel also zählte das Dorf, die jeder in harten Wintern fast unerreichbar waren und getrennte Ortschaften bildeten, solange der Frost die Peitsche schwang: Biè-nonsart, Le Pachis und Chènia. Ganz oben auf Letzterem

wohnte Madame Verona in einem Haus, das Keksdosen hätte zieren können. Dieser Hügel war es auch, den sie an jenem kalten Februartag zusammen mit ihrem freundlichen Streuner hinabging, breitbeinig, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, an einem Stock, dem dritten Bein, von ihren dreien das weitaus stärkste. Spätnachmittags hatte sie ihr Haus verlassen, nach einem Nickerchen und einer leichten Mahlzeit. Der Himmel hatte die Farbe eines fadenscheinigen Feudels, und auf den Zweigen stritten Vögel über Dableiben oder Aufbruch, das bekannte Zeichen lang anhaltenden Schnees. Und mittendrin sie, die wusste, dass sie nie mehr allein nach Hause gelangen würde. Um nicht zu sagen: »stocksteif, wie sie war«, wenn sich das nicht zynisch anhörte bei jemandem, der mit einer Gehhilfe läuft. Im Tal angekommen, schaute sie den Hügel hinauf und sah am Schornstein, dass das Holzscheit, das sie am Nachmittag in den Ofen gelegt hatte, immer noch brannte.

Wenn sie je wieder nach Haus gelangen wollte, müsste sie wohl oder übel auf einen freundlichen Autofahrer warten. Angesichts der in der Gegend vorherrschenden Hilfsbereitschaft konnte man sich auf ein solches Angebot normalerweise sogar getrost verlassen, die Witterungsverhältnisse jedoch machten es unwahrscheinlich, dass irgendjemand sich jetzt noch auf die Straße traute. Wenn niemand vorbeikam, und das war ihr klar, als sie den Hügel hinabstieg, würde sie zweifellos in der kalten Nacht sterben, denn sie dachte nicht daran, sich noch einmal der Diktatur des Körpers zu widersetzen. Beim

letzten Mal hatte sie Stunden für den steilen Weg nach oben gebraucht und fühlte sich von ihrem Leib verhöhnt. Einmal zu Hause, schwor sie sich, nie mehr gegen das Alter zu revoltieren, was im Grunde bloß Albernheit war und außerdem die Börsen der Pharmaindustrie spickte. Es gab ja Leute, die meinten, die ewige Jugend sei in einer bestimmten Art Joghurt versteckt, oder sich fast sakramental mit den ekligsten Cremes salbten, um den Leiden der Zeit zu entgehen, und – ihrer Haut nach zu urteilen – tatsächlich fast spurlos lebten. Die Bäume hatten ihre Ringe, Madame Verona gönnte ihrer Haut ihre Runzeln, die Spuren aller verstrichenen Stunden.

»Hier könnte ich sterben«, hatte sie viele Jahre zuvor gesagt, als sie zusammen mit ihrem Geliebten, Monsieur Potier, zum ersten Mal das Haus besuchte und sie gemeinsam überlegten, es eventuell zu kaufen. Als ließe der Tod sich von irgendwem oder -was geographische Vorschriften machen. Sie standen zusammen in dem Zimmer, wo später das Bett hinkommen sollte, da es nach Osten lag und große Liebende sich gern im ersten, noch zögernden Sonnenlicht bewundern. Sie hatten das Fenster geöffnet, schauten über die Hügelkämme, die Höfe am Horizont, die Felder, auf denen die Kühe geduldig ihre Mägen füllten, um ihren Metzgern zu behagen. Sie sahen die stets dunklen Wälder, die Wolken, die vereint einem Ziel entgegenstrebten, die Brücke, die ein Stück weiter das Tal überspannte, um den Rummel zweier Großstädte geschwinder miteinander zu verbinden. Im Tal beschrieb

der Fluss seinen Weg in kalligraphischen Schnörkeln, zierlichen Majuskeln, wie man sie seit Erfindung der Tastatur fast nirgends mehr sieht. Und während sie die Landschaft betrachteten, überlegten sie, ob sie diese elementare Schönheit auf Dauer ertrügen oder die Einsamkeit sie nicht im Laufe der Zeit doch überwältigen würde. Das Haus war alt und sah auch so aus, die Mittel für die Instandsetzung würden sie nicht gleich aufbringen können, sie müssten nach und nach renovieren, was Wind und Holzwurm zerstört hatten.

Es gab ihr Haus, und es gab Oucwègne. Voll unbekannter Dorfbewohner, die – wie man sich in der Stadt erzählte – sehr verschlossen lebten. Ein Sprung ins Dunkel würde es werden. »Hier könnte ich sterben«, hatte sie gesagt, und Monsieur Potier zündete sich am Fenster eine Zigarette an und ließ den Blick auf einem Meer uralter Bäume ruhen, die einem Heer ihm damals noch unbekannter Insekten Winterquartier boten. »Das denke ich auch«, hatte er geantwortet. »Hier kann man sterben, und hier kann man unglücklich sein. Wir wären verrückt, das Haus nicht zu nehmen.«

Sein Gedanke mag eigenartig klingen, jedenfalls kann man etwas daraus lernen: Wer ein Haus fürs Leben erwirbt und glücklich ist, muss immer daran denken, dass irgendwann auch das Unglück einmal sein Haupt erhebt. In Form von Krankheit, Alter, egal, was. Darum ist eine Frage, die man sich beim Kauf eines Hauses stets stellen muss: »Könnte ich hier auch unglücklich sein?« Und er hatte den Eindruck, dass diese Landschaft hier seine

melancholischen Anwandlungen besser beschwichtigen würde als jede andere. Die Stimmungen wurden zwar seltener, vielleicht, weil sie einer gewissen Jugend geschuldet waren, die er langsam nicht mehr besaß, doch er wollte lieber gewappnet sein. Ein Sprung ins Dunkel, um ins Licht fallen zu dürfen. »Wir kaufen es!« Und ihre dumpfen Geräusche beim Vögeln füllten das Zimmer, worauf sie sich die zerknitterten Kleider glatt strichen und zum Notar fuhren.

Auf Madame Veronas Lippen erschien ein Lächeln, als sie daran dachte. Ein dünner Bogen, aufwärts weisend, eine Klammer, die einen langen, schönen Satz abschloss. Die Erinnerung an ein Glück, das, auch in wehmütiger Tonart, den Namen »Glück« wirklich verdiente.

III

Im Winter schlug das Herz von Oucwègne im ehemali- gen katholischen Kino, einem verfallenen Gebäude mit feuchten Wänden aus der Zeit, als man noch mit schwe- rem, tuberkulösem Atem auf das Erscheinen Greta Gar- bos und Humphrey Bogarts reagierte, zumindest, wenn ihre trügerischen Engelsgesichter der kirchlichen Sitten- zensur entgangen waren. Das weiße Tuch verschwand, rauchgeschwängert von dunkelgelbem Tabaksqualm, der übrigens dafür gesorgt hatte, dass man die letzten Schwarzweißfilme hier in Sepia genoss, das Leid der ge- quälten Mauern jedoch dauerte an, weil Cécile van de Charlerie zu irgendeinem guten Zweck dort weiter Mu- scheln kochte, unzählige Portionen: Muscheln in Knob- lauch, Muscheln in Weißwein, Muscheln in allen Sorten, mit Pommes frites und Fleischklößen in einem Schlag Tomatensoße; Mahlzeiten, die eine Ahnung von uner- reichbar fernem Glück vermittelten und zugleich ver- ständlich machten, warum die Pastoren einst aus der Eu- charistie den Kern jeder Messe gemacht hatten. Unsere Mägen wussten es früher als wir: Man lebt nicht, sondern mampft sich dem Herrn entgegen.

Und doch war es vor allem Gordon gewesen, der dem

alten Kinofoyer neues Leben einhauchte, indem er sich ein paarmal pro Woche dort unentgeltlich an den Zapfhahn stellte. Das Schließen der letzten Kneipe hatte den örtlichen Sozialkontakten zwar keinen Abbruch getan, weil jeder ein Set Pétanquekugeln besaß und man am Dorfanger bei der Platane die geistigen Getränke von zu Haus miteinander teilte. Und während man fröhlich zusammen betrunken wurde und die Kugeln immer weiter vom Cochonet wegrollten, gingen nach und nach die Fische an die Haken, die überall im Fluss ausgelegt waren, worauf man sie grillte und im Stehen verspeiste, die Gräten respektlos auf den Boden spuckend. Doch das war im Sommer, wenn es so warm war, dass der Gitterrost die Birnen befiel und die Spinnmilbe halbe Ernten Treibhausgurken verdarb, man dafür aber die Nacht komfortabel im Freien verbringen konnte, war man für den Aufstieg nach Haus einmal zu betrunken. Auch Madame Verona und Monsieur Potier merkten schon beim ersten Fest, wie mühsam der Weg nach oben mit bierschweren Beinen war. Wie Emmausjünger waren sie den Hügel hinaufgewankt, doch innerlich zufrieden, weil sie sich von den Lokalmatadoren herzlich aufgenommen gefühlt hatten.

In guten Erinnerungen strahlen stets Gloriosas und blüht das Fingerkraut rosa und gelb. Man sah es an der Ausgelassenheit, mit der Ende März das gewaltige Frühlingsfeuer aus toten Fichten entzündet wurde: Die Winter hier waren hart, einsam vor allem, und wer sie hinter sich hatte, trank, solange die Holzkohle glühte, Genever, um

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Dimitri Verhulst

Madame Verona steigt den Hügel hinab

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 112 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-630-62129-6

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: Januar 2008

»Das Glück ist die größte Herausforderung!«
Dimitri Verhulst

Eines kalten Februarnachmittags entschließt sich Madame Verona, von ihrem Haus auf dem Hügel ins verschneite Dorf Oucwègne hinabzusteigen, um dort mit ihrem Hund auf den Tod zu warten. Soeben hat sie das letzte Holzscheit des Vorrats verfeuert, den ihr geliebter Mann für sie angelegt hatte, bevor er vor mehr als zwanzig Jahren starb. Aus ihren Rückblicken erfahren wir nicht nur, was sie zu diesem Entschluss gebracht hat, sondern auch, warum eine Kuh Bürgermeister von Oucwègne wurde, weshalb sich alle bei Rosetta Courthéoux im Dorfladen treffen und was die 40-Seelen-Gemeinde gegen den akuten Frauenmangel unternimmt.

- Eine tragikomische, herzerreißende Liebesgeschichte und ein geschichtenpraller Abgesang auf ein archetypisches wallonisches Dorf.
- Vom Autor des niederländischen Nr.-1-Bestsellers »Die Beschissenheit der Dinge«.

 [Der Titel im Katalog](#)